

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgeb.

Redaktion: Lützner Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 5gepalte Bettzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Sühne der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer frühestens 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lützner Str. 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Des sächsischen Vultags wegen erscheint die nächste Nummer der Leipziger Volkszeitung Donnerstag den 27. Februar.

Ein angenehmer Beruf.

Leipzig, 25. Februar.

In den humoristischen Werken der amerikanischen Schriftsteller findet man häufig die Gefahren beschrieben, denen Redakteure in Centralamerika und Südamerika ausgesetzt sind. Schreibt ein solcher Zeitungsmann etwas, was einem anderen nicht recht ist, so kann er sich auf Ueberrfälle, Prügel, ja sogar blaue Bohnen gefaßt machen. Ganz ähnliche Zustände scheinen im glorreichen deutschen Reich für die Militärschreiber zu herrschen, wie die in der Leipziger Volkszeitung bereits kurz besprochene Broschüre: Mein Ehrenhandel mit dem Oberst und Flügeladjutant v. Schwarzkoppen und Oberst und Abteilungschef von Bernhardt, von Hauptmann a. D. Fritz Hoenig (Berlin, Hermann Walther) beweist. Herr Hoenig ist den Gutgesinnten, d. h. jenen, die jeden preussischen General von vornherein für den Inbegriff der Weisheit und Klugheit, für einen Napoleon Nr. 2 halten, schon längst ein Dorn im Auge, dieweilen er so frei ist, seiner Meinung auch dann Ausdruck zu geben, wenn sie für die preussische Feldherrschafft nicht günstig ist. Besonders kritisch hat er die Schlacht von Mars la Tour unter die Lupe genommen, wo die Preußen nur dank des riesigen „Schweines“, das ihnen 1870/71 überhaupt zur Seite stand, vor der Vernichtung bewahrt wurden. Da nun Hoenig bei dieser Kritik auch den damaligen Generalleutnant v. Schwarzkoppen scharf aufs Korn nahm, so erhielt er, just so als wäre er ein Redakteur in Brasilien oder Chile, im April 1899 eine Pistolenforderung von dem Sohne des Angegriffenen, dem Obersten und Flügeladjutanten v. Schwarzkoppen. Aber nicht genug damit, daß Herr Hoenig wegen einer rein wissenschaftlichen Arbeit gefordert wurde, nein, es ist auch die Art, wie das geschah, interessant. Man sollte doch glauben, daß ein Flügeladjutant des Kaisers die Vorschriften genau kennt, die der Kaiser am 1. Januar 1897 hinsichtlich des Duells erlassen hat. Aber der Flügeladjutant v. Schwarzkoppen war hier offenbar gar nicht orientiert, denn er rief nicht, wie er es hätte thun sollen, zuerst die Vermittlung des Ehrenrates an, sondern setzte Herrn Hoenig direkt die Pistole auf die Brust. Er ließ ihm durch den Generalmajor à la suite des Kaisers, v. Wolke sagen: Entweder nehmen Sie

die über meinen Vater aufgestellten Behauptungen als ungebührlich und nicht beweisbar zurück, oder es giebt Pulver und Blei. Es ist wahrhaft rührend, zu sehen, wie da zwei hohe Offiziere, die der Umgebung des Monarchen angehören, sich um die Anordnungen eben dieses Monarchen gar nicht kümmern. Nachdem Herr Hoenig wieder die gewünschte Erklärung abgab noch die Forderung annahm, so wurde er zunächst vor den Ehrenrat des Gardecorps citiert. War ergötlich ist es, wie ihm der letztere die Aufgaben und Grenzen der historischen Forschung auseinandersetzen wollte. Hoenig schreibt darüber: „Graf Kirchbach (Vorsitzender des Ehrenrats) schien es für seine Aufgabe zu halten, mich jetzt über die Ziele und Zwecke der Geschichtsschreibung zu belehren, auch dies lehnte ich ohne weiteres ab und führte aus, es sei mir unmöglich, eine Begebenheit darzustellen, ohne die Persönlichkeit, die sie geleitet, dem Verständnis des Lesers zu erschließen. Die Persönlichkeit sei immer die Trägerin der Dinge (wenigstens beim Schlachtenschlagen), deshalb gehöre die Schilderung der Persönlichkeit zur Sache; enthalte die Schilderung Irrtümer, so sei ich zu einer Berichtigung bereit, doch die Irrtümer müßten mir erst nachgewiesen werden. Der Ehrenrat teilte diese Auffassung nicht. Graf Kirchbach blätterte unterdessen in den Akten und sagte ziemlich erregt: „Sie haben geschrieben, General v. Schwarzkoppen sei eitel gewesen, das ist doch eine unerhörte Beleidigung!“ ... Graf Kirchbach erwiderte, ich müsse als Standesgenosse Rücksicht nehmen, meine Schilderung verträglich auch nicht mit der Standesehre.“ Da hätten wir also glücklich eine neue Sparte der Geschichtsschreibung, nämlich standesgemäße Geschichtsschreibung. Mag ein General sich noch so dumm und erbärmlich benommen haben: Ach, darf nicht gesagt werden, verstoßt gegen Standesehre! Wahrscheinlich ein brillanter Vorwurf für den Simplicissimus. Uebrigens gab Hoenig vor dem Ehrenrat eine sehr loyale Erklärung ab, in der es u. a. hieß: „Aus menschlichen Rücksichten auf die Empfindungen des Sohnes nehme ich jedoch keinen Anstand, zu erklären, daß ich nicht die Absicht gehabt habe, das Andenken des Generals von Schwarzkoppen in der Dessenlichkeit herabzusetzen.“ Herrn v. Schwarzkoppen genügte jedoch diese Erklärung nicht und daher kam die Angelegenheit vor das Ehrengericht. Die Beurteilung hierfür sagte, daß gegen den Hauptmann a. D. Hoenig die ehrengerichtliche Untersuchung angeordnet werde, „weil er in einer von ihm veröffentlichten kriegsgeschichtlichen Streitschrift hämische und gehässige Bemerkungen über das Verhalten

und den Charakter eines inzwischen verstorbenen preussischen Generals aufgenommen hat, die für den Zweck des Buches nicht erforderlich waren, wohl aber geeignet, das Ansehen des Verstorbenen herabzusetzen; und weil er sich demnachst geweigert hat, dem Sohne des Angegriffenen in annehmbarer Form Genugthuung zu geben.“ Dem Ehrengericht genügte also die durchaus befriedigende Erklärung Hoenigs auch nicht. Und da sage jemand noch, daß die Ehrengerichte die Duelle verhindern. Just zur nämlichen Zeit, wo das eben erwähnte ehrengerichtliche Verfahren gegen Hoenig im Zuge war, wurde der Hauptmann mit einer zweiten Forderung bedacht und zwar ebenfalls wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Der Generalstabsobers und Abteilungschef im preussischen Kriegsministerium v. Bernhardt hatte nämlich Herrn Hoenig im Militärwochenblatt auf das heftigste angegriffen und ihn förmlich als Schwindler hingestellt, worauf Hoenig so frei war, eine entsetzende Antwort zu geben. Die letztere veranlaßte dann Herrn v. Bernhardt nach dem Vorbilde des Herrn v. Schwarzkoppen ebenfalls mit der Pistole anzuzücken. Hoenig war diesmal so vernünftig, den Kartellträger überhaupt nicht anzunehmen, was ihm eine zweite ehrengerichtliche Untersuchung eintrug. Bei der diesmaligen Vernehmung vor dem Ehrenrat wies Hoenig darauf hin, daß er von Bernhardt zuerst beleidigt worden sei, worauf ihm der Vorsitzende, Oberst v. Knobelsdorff antwortete: „Dann wäre es doch richtig gewesen, wenn Sie den Obersten v. Bernhardt gefordert hätten.“ Man sieht wieder, wie großartig die Ehrengerichte die Duelle verhindern. Der Schluß der ganzen Geschichte bestand darin, daß Herr Hoenig ehrengerichtlich gemahnt wurde und zwar, wie bei Duellverweigerungen üblich, mit dem Entzug der Erlaubnis zum Tragen der Offiziersuniform. Hoffentlich hat er sich über dieses „furchtbare Schicksal“ getröstet. Der Stenker der deutschen militärischen Verhältnisse wird über alles, was Herrn Hoenig passierte, nicht im geringsten erstaunt sein, denn er weiß, daß unser Kriegsheer nebst anderen Schönheiten auch Reste des Faustrechts und arge Intoleranz schmückt. Sagt einer etwas, was dem anderen nicht paßt, dann heraus mit dem Schießes! Der Schreiber dieser Zeilen hat diese „Eigentümlichkeit“ selbst an sich erfahren. Als er im Jahre 1895 eine vielverbreitete Broschüre über die inneren Mängel des deutschen Offiziercorps veröffentlichte, erhielt auch er ein paar Anfragen, ob und wann er zu sprechen wäre, worauf die neugierigen Frager freilich eine solche Antwort erhielten, daß sie ihn von da ab unbehelligt ließen.

Seuiletou.

Wachstuch verboten.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Dergleichen kleine Scenen konnten stattfinden. Wenn aber der „Junge“ präcise nach einer Stunde wiederkam, klopfte er Mutter starr lächelnd und liebenswürdig auf die Schulter — brachte ihr in der Regel einen Kuchlein, eine Apfelsine oder eine Düte Schokoladenplättchen als Verzahnungsgabe mit. Und das aß sie dann.

„Jetzt bekommen wir Schnee!“ jagte Frau Stadtkassierer Lassen. Sie war mit ihrem Bündel Strümpfen und wollenen Hosen für die Weihnachtsbescherung bei dem flammenden Zwilling Heilbunth gewesen. „Jetzt bekommen wir Schnee, Frau Fredrikken! Aber was ist auch ein Weihnachtsfest ohne Schnee, bitte ich Sie!“

„Nein!“ jagte Frau Fredrikken. Die Damen waren sich an der Ecke der Brückenstraße und der Südstraße begegnet. „Da haben Sie recht, Frau Lassen! — Wenigstens für die, die überhaupt Weihnachten feiern!“ fügte sie hinzu.

Frau Fredrikken war wie gewöhnlich mit ihrem Emblem, dem Beutel, ausgestattet.

„Sie Kernte müssen in Praxis?“

„Ja — a!“ seufzte „die Madame“ — „die Menschen lassen mir auch nie Ruhe! Eben komme ich aus dem

Grünen Weg: Ein Junge! Und schon wieder hält unten bei Kaufmann Lund ein Wagen für mich: Drei Meilen über Land!“

„Sie Kernte!“ wiederholte Frau Lassen. „Daß die Leute auch nicht warten können!“

Die Madame lächelte.

„Na, wenn das so über einen kommt, dann —“

„Ja, natürlich! — Und wann denken Sie denn, daß Sie wiederkommen?“

„So im Laufe der Nacht, — wenn's lange währt.“

„Sie Kernte! Am heiligen Abend!“

„Ja, das ist auch der einzige Abend, an dem ich gern Urlaub nehmen möchte! — Ja, aber dafür ist man ja, was man ist!“

„Sie und Ihre Tochter sollten wohl bei Ihrer Schwester feiern?“

„Ja, mit den Kindern beim brennenden Tannenbaum! Karoline geht nun allein; es wäre ja unrecht, wenn sie dasitzen und aufs ungewisse hin warten sollte.“

„Ja, natürlich! — Wo hat Ihre Schwester ihre Gans gekauft?“

„Das weiß ich wirklich nicht. Ich denke mir, bei Krögers. — Aber jetzt muß ich weiter! — Adieu, Frau Lassen, und ein frohliches Fest!“

„Frohliches Fest, Frau Fredrikken! Frohliches Fest!“

„Dies herrliche Schneewetter!“

„Ja — a!“ Frau Fredrikken war schon ein Duzend Schritte weiter geeilt.

Das war am heiligen Abend um drei Uhr nachmittags. Und die Stadtkassierer war, wie geagt, bei ihrer Freundin, Frau Heilbunth, gewesen und hatte diejer

ihren Beitrag zu dem großen Tannenbaum gebracht, der zwei Tage nach dem Fest in „Stadt Gammelföbings“ Theateraal zu Ruhen und Frommen der Kinder aus dem Kinderheim und der Volksschule angezündet werden sollte.

Frau Heilbunth war Vorsteherin, und die Gaben strömten herbei. Die Frauen und jungen Mädchen des Städtchens wurden alle so mildthätig und gut, wenn das Weihnachtsfest sich näherte. Sie nähten und strickten, schnitten Tannenbaumschmuck aus und buken Kuchen, und hatten, wie unglaublich es auch klingen mag, kaum Zeit zu den kleinen pikanten Theeniedermechelungen und Kaffeekatscherien, die sonst ihren Haupt- und Lieblingszeitvertreib bildeten. Sie hielten sich alle innerhalb ihrer vier Wände. Die Mäuler waren geschlossen, und die Finger regten sich.

Die letzten vierzehn Tage vor dem Fest hatte eine heinache fieberhafte Geschäftigkeit in den verschiedenen Häusern geherrscht. Und über der ganzen Stadt lagerte ein Duft von Backwerk! Und der Marktplatz und die angrenzenden Straßen hatten einen einziigen großen Tannenwald gebildet, in dem die Kinder mit großen Augen und erwartungsvoll pochenden Herzen unhergingen. Aber es hatte gestürmt und geregnet, und in die Freude hatte sich allerlei Vermut gemischt. — Und dann endlich gestern hatte es zu schneien angefangen. Und diesen Morgen hatte der Wind sich gelegt, und der Schnee fiel jetzt in großen, stillen Flöden auf Straßen und Häuser herab. Es waren ein paar Grad Kälte. Die Schneedecke hielt sich. Es versprach das schönste Weihnachtsweiter zu werden!

Frau Stadtkassierer Lassen trosselte in ihren Galoschen von dannen. Sie trug einen Pelzradmantel und eine